

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1908

129 (4.6.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 45

machen, den bösen, von Neid vergehenden Mädchen ins Gesicht zu speien und ihrer netten Gesellschaft den Rücken zu kehren. Aber es ging bei mir über den frommen Wunsch nicht hinaus, und bei der ersten besten Gelegenheit begann das Lied auf neue.

Im Elternhause war das Gefühl der Einsamkeit und Niedergeschlagenheit noch unerträglich. Streit und Jammer waren stets auf der Tagesordnung. Wegen des Betens und Essens des „Tscholents“ hatte ich mit meinem Vater ganze Schlächter auszufechten. Zum Beten war ich einfach zu faul, ohne daß dabei irgend welche Zweifel und philosophische Bedenken ins Gewicht fielen.

Allzu früh hast du mit dem Philosophieren angefangen! pflegte sich mein Vater zu ereifern, du Gotteslästerer! Wo hast du denn das Philosophieren gelernt? Wohl bei Zischler, dem Tischlergefell? Oft, wenn ich seiner Wortwürfe satt hatte und mich anstellte, als hörte ich nicht seine Worte, da geriet er in eine wahre Wuterei.

Hinaus mit dir, schrie er, du sollst es nicht wagen, die Schwelle meines Hauses zu betreten! Einen gottlosen Wesen mag und will ich nicht in meinem Hause dulden!

Hab doch Erbarmen, mein Kind, pflegte sich meine gute Mutter zu mir zu wenden, ist es denn weiß Gott wie schön, das kurze Gebet zu verrichten oder die „Tfilin“ für ein halbes Stündchen anzulegen. Der Vater verlangt doch nicht mehr, als daß du wissest, daß du Jude bist. Das ist ja alles, was er will.

Die Ermahnung der guten Mutter pflegte selten ihre Wirkung zu verfehlen: ich betete. — Beim Mittagstisch am Sabbath gab es regelmäßig Standal. Dem Beispiel meiner Brüder folgend, die den Tscholent nicht mochten und ihn unberührt zu lassen pflegten, sagte auch ich den Entschluß, den abtrünnigen Weg zu betreten und dieser gewissermaßen gebelagerten Speise untreu zu werden. Die Folgen blieben nicht aus. Aufs höchste erzürnt über diese Verletzung der guten alten Sitte, schimpfte mein Vater, soviel er konnte. Die gute Mutter, die sich regelmäßig für mich ins Zeug legte, wurde von ihm keineswegs geschont und mußte sich so manches harte Wort gefallen lassen. Diese Szenen endeten fast immer damit, daß der Vater in ein hartnäckiges Schweigen versiel, sich dann für ein paar Stunden zurückzog, um das traditionelle Sabbathmittagsschläfchen zu genießen, sich darauf, ohne den Tee einzunehmen, mürrisch gestimmt aus dem Hause entfernte, um sich ins Bethaus zu begeben.

Meine Mutter litt unendlich. — Erbarme dich doch meiner, pflegte sie sich, mit Tränen in den Augen, an mich wenden, sobald sich die Tür hinter dem Vater geschlossen hatte; lasse doch den starren Eigensinn, sei doch nachgiebiger! Wenn du wüßtest, wie mich das ewige Gezänk schmerzt. Magst du wirklich den Tscholent nicht, so mache wenigstens, als essest du ihn, wozu den Vater ärgern? Es ist wahr, ich weiß es, er ist aufbrausend, hat seine Rannen, aber du könntest doch nachgeben, es ist doch eine Kleinigkeit! So flehte die Mutter. Und ich machte, als esse ich den Tscholent.

Nachdenken tat ich wenig, aber von Zeit zu Zeit bemächtigte sich meiner ein quälendes, erdrückendes Gefühl der Langeweile, der umgebenden Leere, ich versiel immer öfter in einen Zustand der wahren Apathie und Interesslosigkeit. Ich fühlte mich furchtbar einsam und verlassen. Nirgendwo, weder bei Fremden, noch weniger im Elternhause, drang je in meine Ohren ein wohlmeinendes Wort, begegneten meine Augen einem freundlichen Blick.

Was ist das für ein Leben, frug ich mich oft. Vom Morgen bis zum Abend bei der schweren Arbeit, die Art und Säge in den Händen, ein ewiges Einerlei bis zum Erbe, monoton und einformig, ohne Lust und Freude, fremd der Schönheit und Wärme des Lichtes, friffest du, wie das liebe Vieh, ein elendes Dasein; es achtet dich niemand, du wirst verlaßt und verhöhnt, nirgends einen Funken der Liebe und Freundschaft. Solche

* Sabbathbeide bei frommen Juden.

Ein neuer Genosse.

Von Alexander Kappel.

Autorkorte Uebersetzung aus dem Jüdischen von J. Godes. (Nachdruck verboten.)

Es dämmerte; traurig und langsam fiel der Regen zur Erde. Wir saßen im Dunkeln, fest aneinander geschmiegt. Eine heiße Sehnsucht nach der Heimat hatte mich mit unüberstehlicher Gewalt sich unferne bemächtigt. Es war einer der unergleichlich schönen Momente, in welchem jeder geneigt ist, das ganze Herz vor dem anderen auszuschütten, ihm das Heiligste und Intimste zu vertrauen. Unbegreiflich schien in der Dunkelheit die große Silhouette Schlemkes. Er saß und mit leiser Stimme, als wenn er zu sich redete, erzählte er.

Ein Kerl war ich, wie tausend andere, roh und unwillig. Lange Zeit schämte ich mich meines Berufes, meiner Zugehörigkeit zum Arbeiterstande. Tief in die Taschen pflegte ich meine großen schwierigen Bücher zu graben; viel zu groß und häßlich fand ich sie damals. Nach Feierabend wusch ich sie stundenlang, schenkte viel Zeit meinem Schnurrbarte, drehte ihn unermüdet, bis er mir genügend schneidig und fed erschien und begab mich nach solchen sorgfältigen Vorbereitungen auf die Suche nach hübschen Mägdeleins, um bei ihnen den Abend zuzubringen. Das waren größtenteils Töchter von kleinen Leuten, Mädchen, die früher oder später arme Lehrer, Uhrmacher, Buchbinder oder Kommiss heirateten; vor der Heirat rümpfen die aber die Nase, sprechen um sich nicht der jüdischen Sprache zu bedienen, die ihnen nicht paßt, ein sauberhaftes Russisch und erröten bis über die Ohren, wenn sie einem Bräutigam oder Studenten begegnen. — Den Verkehr mit diesen Mädchen hatte ich meiner Familie zu verbanen. Einer meiner Brüder trug lange, wildwachsendes Haar und Brille, galt daher für „furchtbar“ intelligent. Der andere, ein Sekundarschüler, war schon als solcher demokratisch gestimmt, ist heute ein prächtiger Kerl, ein treuer Genosse. Mein Vater war ein ehrbarer Jude mit sehr dichten Augenbrauen, hatte die seltenste Gewohnheit, auch an den Werktagen einen Gehrock zu tragen.

Mein älterer Bruder pflegte sich den besserbetrierten hebräischsprachigen Mädchen zu widmen, der andere den jüngeren, nicht minder wohlhabenden, ich aber begnügte mich mit der weniger feinen Sorte der Töchter der kleinen Handwerker und Strämer.

In lange Gespräche pflegten sich die Mädchen mit mir selten einzulassen, aber stets überschütteten sie mich mit Vorwürfen und benutzten meine Anwesenheit, um ihrem Aerger und ihrer Unzufriedenheit mit meinen Brüdern Luft zu machen.

Sagen Sie mal, warum macht sich Ihr älterer Bruder so furchtbar wichtig, fragt mich Gnesia, ein kleines, schwarzes Mädel und heißt karaktistisch die Lippen zusammen — weiß Gott, warum! So ein elendes Lehrerelein!

Wenn er mit der Tochter des Kaufmanns A. spaziert, so glaubt er schon, dessen Schwiegersohn zu werden — unterbricht sie Pesja, ein langes, hägeres Mädchen — das heißt bloß spazieren gehen und wenn der Tülpel zu weit geht, dann heißt es weiter: Padet euch, lieber Herr, nicht so hoch die Nase tragen!

Als ob der Jüngere besser wäre? Spielt den Demokraten und klebt wie Pech an den reichen Mädchen — spricht ruhig Rinke, ein hochgewachsenes Mädchen mit großen ausdrucksvollen Augen.

Ein Demokrat! ruft höhnisch eine andere, ihr kleines Köpfchen hin- und herschüttelnd, mehr als einmal im Tage geruht er nicht zu grüßen und glaubt wohl dabei uns große Ehre zu erweisen. Sagt ihm, wendete sie sich zu mir, er möge sich doch die Mühe sparen, wir pfeifen ja auf seine Höflichkeit.

Diese galligen Auftritte erneuerten sich täglich und mit jedem Male wurden die Ausfälle boshafter und giftiger. Dumm, wie ich damals war, hörte ich, ohne mit den Wimpern zu zucken, das Geschwätz stillschweigend an. Freilich packte mich mehrmals ein großes Verlangen, dem entlofenen Drei ein Ende zu

geleitet wird. Am nächsten Tage wiederholte man das Verfahren und entfernte schließlich den ganzen Dünger aus dem Stalle. Der Geflügelzüchter wird von dem Erfolg des Mittels überrascht sein.

Literatur.

Notwendigkeit und Nutzen des öffentlichen Arbeitsnachweises und der Erziehung von Arbeitsämtern in der Schweiz, beiteilt sich eine von E. Dohny, Verwalter des städtischen Arbeitsamtes in Zürich soeben erschienene Schrift. Verlag der Buchhandlung des Schweiz. Grüllvereins. Preis 60 Cts. Der in dieser Frage durchaus kompetente Verfasser gibt uns ein Bild über die Bedeutung des öffentlichen Arbeitsnachweises als Vorbeugungsmittel gegen die Arbeitslosigkeit. Die Subvention von unparteiischen Arbeitsämtern ist Gegenstand der Beratung der eidgenössischen Räte, sodaß die Schrift sehr aktuell ist. Arbeitgeber und Arbeitnehmer erkennen immer mehr die große Bedeutung des Arbeitsnachweises und sehr oft gibt derselbe Anlaß zu Konflikten. Dohny zeigt den im Interesse beider Teile einzuschlagenden Weg, der sich bis jetzt gut bewährt hat.

Wer zuerst kommt, mahlt zuerst! Das ist ein altes Sprichwort, dessen Wahrheit jedem einleuchtet. Und das ist auch das Geheimnis des Erfolges des tonangebenden Weltmodenblattes „Große Modenwelt“ mit bunter Fächerbignette, Verlag John Henry Schwerin, Berlin W. 57. Denn in diesem vorzüglichen Modenblatt findet man immer das Neueste auf dem Gebiete der Mode, findet man auch die schönsten und zahlreichsten Modenbilder, zugleich aber auch eine vorzügliche Anleitung, sich die Kleidung mit Hilfe des mustergiltigen Schnittmusterbogens selbst herzustellen. — Abonnements auf „Große Modenwelt“ mit bunter Fächerbignette (man achte genau auf den Titel!) zu 1 Mk. vierteljährlich nehmen sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. Gratis-Probenummern bei ersterem und dem Verlag John Henry Schwerin, Berlin W. 57.

Aus den Wigblättern.

„Jugend“.

Der vierjährige Willy läßt sich gerne zum Essen bitten. Auch heute weist er die Suppe von sich mit den Worten: „Ich will nicht, Mama!“ Hierauf die Mutter, höflich: „Ein kleines Kind sagt nicht: „Ich will nicht!“ — Ein kleines Kind hat keinen Willen!“

Eine Weile steht Willy nachdenklich da, dann ruft er rasch gefaßt: „Gut, Mama; dann mag ich nicht essen! Einen Magen hat doch ein kleines Kind!“

Das Landratsamt hat in den Ortsämtern des Kreises für eine Statistik die Ausfüllung eines Moders mit den Rubriken: „Bohnhäuser, Seelenzahl, Kamine, Feuerstellen, Kochherde, Aischlöcher“ angeordnet.

Der Gemeindevorsteher eines kleinen Ortes füllt die ersten Rubriken gewissenhaft aus, schreibt aber in die letzte: Siehe Seelenzahl.“

Für die Bauinspektionen werden die Eisenlieferungen nach Tonnen berechnet. Eine Bauinspektion, die auf ihrer Abrechnung auch den Vermerk trägt „20 Tonnen Eisen“, erhält von der Oberrechnungskammer den Bescheid: „Es ist nachzuweisen, wo die leeren Tonnen geblieben sind.“

„Wer macht den Engeln nur die schönen Kleider?“ — Michalina (des Hauses strenggläubige Güterin): „Na, sterben nich ooch genug Schneider?“

Die „Neue Bürgerzeitung“ (Neustadt a. Harbt) entlehlt kürzlich folgende Meldung:

„Frau Loselli, die frühere Kronprinzessin von Sachsen, ist von einem Kothne entbunden worden!“

Wenn d' 'n Doktor laßt hol'n, kriagt a Weibzin, Manchmal wirft davon g'sund, Aber öfter no' hin!

Regalen, der Scala, dem Rangoni, dem Urico, dem Dal Verme und dem Filodrammatici, die Damenhüte verboten sind, daß sie aber in den andern Theatern, die mehr den Charakter von Varietés oder Cafés-hantants haben, erlaubt werden.

Seltene Jubelfeier eines Vereins. In dem alten Salinenstädtchen Hall in Tirol, das erst 1903 die Feier seines 600jährigen Bestandes als Stadt beging, feierte am 30. Mai die Lesestubengeseilschaft das Jubiläum ihrer im Jahre 1508 erfolgten Gründung durch den Ritter Florian v. Waldbau zu Waldenstein. Er gründete die Gesellschaft damals „zu froher Geselligkeit für Adel, Bürger und Beamte“ und sie blieb durch die Jahrhunderte ein Sammelpunkt gesitteten Lebens. Die alten prächtigen Glashumpen, die man jetzt nur noch als Schaustücke zeigt, freisten einst in froher Runde und in der Trinitstube der Gesellschaft unterbricht heute nur selten ein im Flüstertone geführtes Gespräch neben dem Mausehen umgeschlagener Zeitungsblätter die Stille des Lesesaumes, den einst der Gesang und die laute Kurzweil froher Feser erfüllte. Wenige Städte bilden auf ein höheres Alter solcher Vereine zurück, etwa Zürich mit der Gesellschaft der Schildner zum Schneeggen oder Winterthur mit seiner Serrentubengeseilschaft.

Teure Theaterplätze. Bei der großen Galavorstellung in Covent-Garden, die zu Ehren des Präsidenten Kallières veranstaltet worden ist, schwankten die Preise der Logen zwischen 15 und 40 Guineen (25 bis 80 Mk.), während Orchesterplätze mit 150 Mk. begahlt wurden. Obwohl dies schon recht stattliche Preise sind, erreichen sie doch nicht die Höhe, zu der man beim Versuch des Präsidenten Loubet im Jahre 1903 gelangte, wo für Logen 1200 Mk. und für Orchesterplätze 250 Mk. gezahlt wurden. Damals kostete die Dekoration des Hauses auch die Kleinigkeit von 80 000 Mk.

Ratgeber.

Gegen den Alkohol.

Alkoholfreie Wirtschaften. Auf Veranlassung des rühmlichst bekannten Frauenvereins für Nützlichkeit und Volkswohl in Zürich wurde dort vor einigen Wochen ein Verband der gemeinnützigen Anstalten für Errichtung alkoholfreier Wirtschaften gegründet. Er bezweckt die Reform des Wirtschaftswesens durch die Hebung und Ausbreitung der alkoholfreien Wirtschaft. Der neuen Vereinigung können sowohl Vereine als einzelne Privats beitreten. Die Verbandsmitglieder verpflichten sich jedoch, keinerlei Privatgewinn anzustreben. Abfällige Ueberschüsse des Wirtschaftsbetriebes müssen laut Statuten entweder zur Anlegung eines Reservefonds, der zur Deckung eventueller Betriebsbedürfnisse zu dienen hat, oder zur Erweiterung des eigenen Vereinszweckes oder für die Bekämpfung des Alkoholismus im allgemeinen und die weitere Ausbreitung der alkoholfreien Wirtschaft verwendet werden. Der Verband verdient die wohlwollende Beachtung der Behörden und des Publikums. — Weitere Auskunft über das neue Unternehmen erteilt jederzeit gerne der Vorstand des Frauenvereins für Nützlichkeit und Volkswohl in Zürich.

Es wäre eine wichtige und lohnende Aufgabe, auch bei uns geeignete Vereine und Persönlichkeiten für die Bedeutung dieser Schöpfungen zu interessieren und so durch eine zielbewußte rührige Agitation mit der Zeit das nötige Anlagkapital zustande zu bringen. Die zum Teil mehrstöckigen, großen und hübschen alkoholfreien Restaurants des genannten Vereines florieren vortrefflich und unlängst wurde in Zürich bereits das neunte alkoholfreie Restaurant des Vereins eröffnet.

Geflügelzucht.

Frischer Knoblauch und Zwiebel fein gewiegt sind ein vortreffliches Mittel, um die Verdauung des Geflügels anzuregen und den Krampfkrankheiten vorzubeugen.

Das Augesieker im Geflügelstalle tritt in diesem und folgenden Monat am stärksten und schädlichsten auf, und muß deshalb energisch bekämpft werden. Am besten hierzu eignet sich Kalkstaub. Man wirft von demselben, nachdem das Geflügel aus dem Stalle entfernt ist, einige Hände voll gegen Wände und Decke, sodaß eine dicke Staubwolke entsteht. Dadurch setzt sich ein Teil des Kalkstaubes in alle Ritzen und Fugen des Stalles, wo er alles tierische Leben vernichtet. Der Rest fällt auf den Fußboden, wo er mit dem Dung zusammen in die Erde

Sei stark. Von Karl Wendell. Aus der Lieberjammung „Schwingungen“. Verlag von Bard, Marquardt u. Ko. in Berlin.

Es sprach mein Herz, Es sang mein Herz: Sei stark und fröhlich auf der Welt! Was dir mißglückt, Was dich bedrückt, Wirf hinter dich aufs Totenfeld! An Mute klein Kann jeder sein. Was ist denn da Besond' res dran? Das Leben ist Voll Kampf und List. — Weß dem, der's nicht vertragen kann! Ein armer Bicht, Wer gleich verzicht! Und senkt sein Fähnlein in den Staub! Du denk' und dich! Ins Morgenlicht Und weißt du nicht, wie's geht, so glaub! Schwarzsehern trau'n, Heißt Särge bau'n, Sollst dorthin schau'n, wo winkt ein Feld. Es sprach mein Herz, Es sang mein Herz, Sei stark und fröhlich trotz der Welt!

Allerlei.

Die Behörde und die Damenhüte in den Theatern. Man schreibt der „Frankf. Ztg.“ aus Mailand: Die Frage, ob die Damen in den Theatern den Hut aufbehalten dürfen, wird in Mailand jetzt endlich von der hohen Obrigkeit entschieden werden. Am radikalsten entschied die Direktion der „Scala“ schon vor Jahren den Streit: sie verbot, Hüte während der Vorstellung zu tragen und führte diese Verordnung mit Energie durch. In den andern Theatern aber behielten die Damen während der Vorstellung ruhig weiter ihre Hüte auf und es kam häufig zwischen ihnen und den hinter ihnen sitzenden Personen zu Auftritten, die je nach der Bildung der daran Beteiligten mehr oder weniger laut verliefen. Der Truffi Subini-Berboni, der etwa ein halbes Dutzend der größeren Mailänder Theater betreibt, konnte sich schließlich der Einsicht nicht verschließen, daß der Käufer eines Billets das Recht hat, das Schauspiel zu genießen, ohne durch einen Turm auf dem Haupte einer vor ihm sitzenden Dame daran gehindert zu werden. Er fürchtete aber, durch eine gründliche Abhilfe die Damen zu verlesen und bezordnete daher, daß Hüte von kleinem Umfang im Saal erlaubt seien, größere aber, an der Garderobe abgegeben werden sollten. Wie jede halbe Maßregel befriedigte auch diese niemanden. Die Proteste und häßlichen Auftritte dauerten an und es stellte sich als unmöglich heraus, Damen und Herren über den Begriff eines großen und kleinen Hut zu einigen.

Vor einigen Tagen nahmen die gewohnten Auftritte im Olympiathater einen tumultartigen Charakter an. Schon vor Beginn des Schauspiels verlangte das an den kleinen Tischen rings um das Parkett sitzende Publikum, daß die Damen im Parkett ihre Hüte abnehmen. Auch nachdem die Vorstellung begonnen hatte, hörten die Rufe „Herunter mit den Hüten“ nicht auf, es kam zu Zusammenstößen zwischen Freunden und Feinden und der Vorhang mußte wieder sinken. Alle Versuche, die Vorstellung fortzusetzen, waren wegen des ohrenbetäubenden Lärms vergeblich; umsonst ist es auch, daß der Regisseur vor die Rampe tritt und das Publikum um Ruhe erfucht, bis die Behörde die Frage entschieden habe, umsonst, auch der Versuch des Polizeidelegierten, Frieden zu stiften. Ein Teil der Damen zieht den Hut ab, ein anderer verläßt das Theater und endlich, als das Publikum zweimal gefragt worden ist, ob die Vorstellung stattfinden solle oder nicht, kann das Schauspiel um halb 11 Uhr vor fast leerem Hause beginnen. Nun sah sich auch die Behörde veranlaßt, einzugreifen und die Präfektur wird in diesen Tagen eine Verordnung erlassen, daß in den Theatern

die besten Schulfächer der Gegenwart übereinstimmen, das haben wir als den jetzigen Sprachgebrauch anerkennen. Der allgemeine deutsche Sprachverein will den Sprachgelehrten ein sicherer Führer, den Ueberpeinlichen ein maßgebender Vater sein und so an seinem Teile dazu beitragen, den Sinn für die Reinheit, Schönheit und Nützlichkeit des deutschen Ausdrucks zu beleben und uns zum Bewußtsein bringen, welche reichen, kostbaren Schatz wir in unserer Muttersprache besitzen. Der Vorsitzende des Zweigvereins Karlsruhe, Herr Oberschulrat Prof. Dr. Baag, dankte dem Redner für seine trefflichen Ausführungen und schloß mit der Mahnung, auch der Muttersprache die ihr gebührende Achtung und Pflege angedeihen zu lassen.

Mehr Baumschutz.

fordert F. Avenarius im 16. Heft des „Kunstwart“ (Verlag Gg. D. W. Callwey, München) und erzählt dazu folgendes: „Vor einem Jahr wurde im Waldpark zu Dresden-Blasewitz einer der aller schönsten Bäume gefällt, eine mächtige alte Kiefer. Warum? Sie begann wipfeldürr zu werden. Also: was uns aus den Bildern etwa Nissbalds als besondere elegische Naturschönheit anpricht, das muß aus den Gartenanlagen weg: die Altersschönheit. Der das angeordnet hatte, war derselbe Gartendirektor Vertram, der auch über der kostbaren Dresdener Kumbim-Gartenausstellung des vorigen Jahres mit ihrem „brasilianischen Urwald“ und ihren 500 Ehrenpreisen als leitender und gepriesener Geist schaffte. Also einer, der Sachwalter der Mehrheit war. Heute zwei neue Beispiele anderswoher. In den Rheiniederungen westlich von Karlsruhe bringen schlanke wiegende Pappeln malerische Bilder in die Ebene. Vor einem Dorf am Fluße standen ihrer ungefähr zwanzig formreich beisammen. Vor einigen Wochen wurden sie abgehauen. Die weithin die Ebene für den Beschauer ordnende und gliedernde lebende Gruppe fehlt nun: es ist, als sei dieses Stückchen Welt plötzlich in Nüchternheit gesunken. Einer beschwerte sich darüber in einer Tageszeitung. Antwort: ob dieser Pappelfreund denn nicht wisse, daß die Pappeln jedenfalls von Napoleon I. gepflanzt seien, weil der solche Bäume wegen ihres „militärischen Aussehens“ geliebt habe. Verständnissvoll, nicht wahr? Je nun, die Menschheit hat ihre Augen nach meinem Freunde Schulze-Kaumburg ja nur dazu, daß sie nicht an Laternenpfähle rennt. Aber das war immerhin nur ein Unfug im Kleinen. Im großen will man ihn, soweit man in Neuf j. L. von Großen sprechen kann, dort betreiben. Napoleon hat die Pappeln nicht wegen ihres „militärischen Aussehens“ gepflanzt, sondern weil sie schnell aufwachsend sehr bald den Lauf einer Landstraße weithin kennzeichneten — eben dieselben Eigenschaften geben ihren Reichen im Landschaftsbilde auch einen besonders ästhetischen Wert mehr: sie teilen vortrefflich die Plätze. Nun wollen die Neuffer die Chausseepappeln abschaffen. Aber nicht nur die: auch die herrlichen alten Eichen- und Lindenalleen, die geradezu den charakteristischen Schmuck des rheinischen Oberlandes bilden. Unserem wird's schwer, gegenüber der Bestimmung, die sich in solchem Wüsten aus Gewinnsucht verrät, einen anderen Ausdruck zu finden, als ein herzliches „Pfui Teufel!“ Am Bodensee steht bei der Wirtschaft „Zur Schanz“ zwischen Bregenz und Lindau der „König der Nuzbäume“, welcher der riesigste seines Geschlechts nicht nur in Vorarlberg, Oberbairern und Tirol, nein, in sämtlichen Alpenländern sein soll. Er hat schon die Schwedenkämpfe mit angesehen, ist aber noch heute gesund und trägt seine Früchte. Jetzt ist er zum Schlagen verkauft worden. Wer ihn retten helfen will, der wende sich an den Verschönerungsverein Bregenz. Das sind wieder ein paar Beispiele. Nur der Zufall hat sie, und er hat sie an einem einzigen Vormittage bei mir gesammelt. Das Baumfällen scheint in Deutschland Manie zu werden. Deshalb rufen wir auch dieses Jahr wieder ins Land: schüßt die Bäume! Die Gemeinden und, wenn sie ihre Pflicht nicht tun, die Freunde des Schönen sonst im Lande, müssen schöne Bäume bewachen. Sie nach dem Holzwerke zu schätzen, ist so dumm, wie einen Freund nach dem Gewichte zu taxieren. Aber wir müssen auch sehen lehren, wie ein Baum eine Landschaft schmückt, nicht nur schmückt: auch gliedert und gestaltet. Und diese grünen Bauten, die zu erhalten so billig ist, kann kein Geld der Reichen eher wieder aufbauen, als bis die Augen derer längst geschlossen sind, die sich an ihrer rauschenden Herrlichkeit noch freuen könnten!

Die ge... zwischen Familien und im Verhältnis die neuesten, die vielen Pfennigeinkäufe, die unsolidesten, die Essenszubereitung ohne Kenntnis der Nährwerte der Lebensmittel und ihrer vorteilhaftesten Zusammensetzung ist kraftlos und unrationell. Durch die tausendfache Wiederholung einzelner Arbeiten in den einzelnen Haushalten wird eine unersehbare Menge von Arbeitszeit vergeudet. Und die Mittellosigkeit der vielen kleinen häuslichen Betriebe zwingt die Hausfrauen, noch viele Arbeiten mühsam und langsam mit der Hand zu tun, statt sie durch Wirtschaftsmaschinen rasch und leicht erledigen zu lassen. Die Frauen selber aber werden durch ein wirres Veleerlei der Pflichten gedankenlos gemacht und leben auch in ihren Plänen und Arbeiten schließlich nur noch von heute auf morgen. Und die Kinder sind immer im Wege und kommen immer zu kurz in ihren Ansprüchen an Unterhaltung, Anregung und fröhliche Jugend, denn die wichtigeren Pflichten der Mutter können nicht erfüllt werden, weil soviel Augenblickspflichten des Haushalts beständig drängen. Trotz alledem ist der Kleinbetrieb die vorherrschende Form der häuslichen Wirtschaft. Und er wird es leider noch auf lange Zeit hinaus bleiben müssen. S. M.

Schärfung des Sprachgefühls.

HW. Das Verständnis für sprachliche Fragen und der Sinn für unsere Muttersprache sind in erfreulichem Maße gewachsen; das war der Eindruck aller, die dem Vortrag am Freitag Abend im überfüllten Rathhausaal in Karlsruhe anwohnten. Herr Seminarlehrer Dr. Weinert führte in seinem Vortrag über „Schärfung des Sprachgefühls“ etwa folgendes aus: „Jeder von uns, der ein eifriger Leser der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins ist, weiß, daß darin die ständige Einrichtung getroffen ist, fehlerhafte Sätze mit gegenüberstehenden Verbesserungen, die von 17 fachkundigen Männern aus allen deutschen Gauen geprüft werden, zur Schärfung des Sprachgefühls zu bringen. (Die Mitglieder erhalten die Zeitschrift unentgeltlich, Jahresbeitrag 3 Mk.) Solche Schärfung ist nützlich, denn nicht immer kann man sich auf das unbewusste Sprachgefühl verlassen. Unter Sprachgefühl versteht man die Fähigkeit, ohne Rücksicht auf Sprachlehre und Sprachregel zu entscheiden, was sprachgemäß ist. Auch für fremde Sprachen entwickelt sich in uns allmählich ein gewisses Sprachgefühl, ebenso wie es sich bei den Deutschen im Auslande mehr oder weniger abstumpft. Je mehr man in das Wesen der Sprache eindringt, um so mehr verfeinert sich das Gefühl für das, was richtig und falsch ist. Unser Sprachgefühl wird durch die Schule, das Lesen von Büchern und Zeitungen, das Hören von Predigten und Reden, den Besuch des Theaters usw. beeinflusst. Wir werden mit Staunen gewahrt, daß gewisse Wörter und Wendungen in anderen Gegenden nicht verstanden oder in anderem Sinne gebraucht werden; so sagen wir in Süddeutschland z. B., der Apfel schmeckt gut, der Norddeutsche sagt: er schmeckt schön. Wir sind gewohnt, der Nach zu sagen, in verschiedenen Landschaften heißt es: die Nach (die Nachbad). Daraus ersehen wir, daß unser Sprachgefühl durch die heimische Mundart beeinflusst wird. Wie das natürliche Sprachgefühl durch schlechtes Beispiel erstirbt werden kann, zeigt die jetzt in Briefen oft gebrauchte überhöfliche Wendung: „ganz ergeben“ oder „sehr ergeben“. Andererseits gibt es nicht wenige, die ein allzu empfindliches, überpeinliches Sprachgefühl besitzen und (wie der Philosoph Schopenhauer) die Neubildungen: Felswand, Gensjagd, Ansprache, Aufbesserung usw. als ohrzerreißend und falsch bekämpfen.

Das Sprachgefühl ist aber auch oft unsicher; in allen solchen Fällen müssen wir uns bei der Sprachwissenschaft Ratsholen. Die Mitglieder des Sprachvereins haben hierzu im Vriefestafel der Zeitschrift eine ebenso bequeme als zuverlässige Auskunft, von der auch eifrig Gebrauch gemacht wird. Es liegt an der Hand, daß durch Belehrung unser Sprachgefühl stark beeinflusst wird. Man darf sich aber von Leuten nicht beirren lassen, die verlangen, daß statt Liebeslied, Hilfsarbeiter usw. Liebelied, Hilfsarbeiter, Geburtort, Gesundheitamt usw. geschrieben werden, denn hier hat man es mit einem anerkannten Sprachgebrauch zu tun, gegen den der Einzelne nichts ausrichten kann. Sprachlehre hat sich nach der lebenden Sprache zu richten, daher haben diejenigen unrecht, die alles Neue verdammten. Was die Mehrzahl der Gebildeten als allgemein gültig ansieht und worin

mit der... der ihnen unabweisbar... genlose Wit, haßte die ganze Welt, handelte allen zum Troste, bereitete der Mutter die größten Schmerzen, betete nicht, als seinen Scholent und gantte mich mit allen Leuten. In solchen Augenblicken heulte ich vor Schmerz, wie ein verwundetes Tier. Meine Seele schmachtete nach neuem Leben, nach anderen, ganz anderen Reizen und Freuden. So verstrichen mehrere Jahre. (Fortsetzung folgt.)

Der häusliche Kleinbetrieb.

Drüben in dem großen Mietschaufe wohnen etwa sechzehn Familien in sechzehn verschiedenen Wohnungen. Manche von ihnen haben einen, manche zwei, manche drei Räume; manche haben mehr, manche weniger Kinder; manche Familienväter sind Handwerker, manche Angestellte, manche Fabrikarbeiter; manche Familienmütter sind gute Wirtschaftserinnen, manche schlechte. Aber diese mancherlei individuellen Verschiedenheiten fallen viel weniger auf, als die Tatsache, daß der wirtschaftliche Betrieb innerhalb aller dieser Familien merkwürdig übereinstimmend ist. Denn alle diese Familien haben mit einem geringen, mehr oder weniger sicheren Einkommen zu rechnen; sie leben alle von irgend welcher Lohnarbeit, sie leben immer von der Hand in den Mund. Und das bedeutet, daß für das häuslich-wirtschaftliche Leben dieser Familien nur der Kleinbetrieb möglich ist.

Häuslicher Kleinbetrieb heißt aber das: Wenn die sechzehn Hausfrauen dieses Hauses morgens erwachen, so fangen sechzehn Frauenköpfe an, daselbe zu bedenken und zu sorgen, jeder für seinen Verwaltungsbezirk. Nämlich: wie werde ich heute am besten mit der Arbeit fertig? Was koste ich heute? Wieviel werden die Kinder mich heute wieder kosten? Werde ich heute endlich zum Nähen kommen? Oder wenn das Frühstück für diese sechzehn Familien zu kochen ist, so muß auf sechzehn verschiedenen Herden Feuer angezündet werden. Oder wenn der Mittagseinkauf zu besorgen ist, so müssen sechzehn verschiedene Menschen dazu ausgeschickt werden. Und sechzehn Hausfrauen gantzen mit sechzehn Schlächtern sich herum, weil er jeder einzelnen ihr halbes oder höchstens ganzes Pfund Fleisch in einem dünnen Stück zuschiebt, das nichts hergibt. Oder wenn es zu Mittag Kartoffelbrei gibt, so muß jede Hausfrau jede Kartoffel einzeln in die Hand nehmen und aufs sparsamste schälen. Und morgens und mittags und abends sind sechzehn Familienwohnungen mit Küchendampf und Speisengeruch erfüllt. Oder wenn Kaffee oder Zucker oder Mehl oder Reis gebraucht werden, so kann alles immer nur in kleinsten Portionen und in billigster Qualität gekauft werden, denn das Wirtschaftsgeld reicht nur grade für den Wochenbedarf und es ist auch kein Raum da, Vorräte aufzubewahren. So wird der kleine Kaufmann seine schlechtesten Waren zu vorteilhaft abgerundeten Preisen los. Oder wenn die 16 Frauen Wäsche stüden wollen oder ein Höschchen nähen, so müssen — mindestens zwölf von ihnen — Stuch für Stuch mit der Hand arbeiten, statt mit der Maschine. Mit der Hand müssen sie noch hundert Dinge tun, die im großen Haushalt längst von praktischen Maschinen besorgt werden. Oder wenn die Kinder dieser sechzehn Familien gelangweilt und zänklisch werden, so werden vielleicht eine oder zwei unter den Müttern sein, die dann sagen können: kommt her zu mir, ich hab jetzt Zeit für euch und will mit euch spielen. Die andern aber werden böß losfahren und die Kinder Plagegeister und Störver schelten. Oder wenn die Frühlingssonne vom Himmel lockt, so werden wiederum nur eine oder zwei von den Frauen soviel Gemütsbehalten aufbringen können, daß sie die Arbeit mal stehen lassen und mit den Kindern einen Frühlingsspaziergang machen; und die andern alle werden mit verhaubten und betrübten Seelen an den unendlichen Kleinraum des Hauses gefesselt bleiben. Oder wenn diese sechzehn Hausfrauen sich am Abend müde zu Bett legen, so werden die allerwenigsten von ihnen noch sich zwingen, den nächsten Tag einzuteilen und die Arbeit zu bedenken. Denn der Kleinbetrieb bedeutet zwar immer eine Erschöpfung und Ueberlastung der Arbeitskräfte, aber sehr selten kennt er Straffheit und Planmäßigkeit der Arbeit.

Der häusliche Kleinbetrieb hat also genau wie der gewerbliche Kleinbetrieb ungeheuer viel Rückständigkeit an sich: er ist im höchsten Maße verschwendisch mit Material, mit Zeit, mit menschlicher Verberkraft. Die kleinsten Wohnungen der profes-